

kirchlichen Amtsträger geradezu *entlastet*. („Sie stehen alle nochmals unter dem Anspruch der Einheit, ohne dass diese einfach durch ein Machtwort des Leiters oder durch das Gewicht der übrigen Gemeinde beziehungsweise des übrigen Kollegiums... oder einer Mehrheit hergestellt werden könnte“ S. 253). Auch *päpstlicher Unfehlbarkeitsanspruch* erscheint von dieser Warte aus unweigerlich hinterfragbar. Wahrung der radikalen Transzendenz Gottes würde weiters bedeuten – und hier greift der Vf. auf die Spiritualität der Orden zurück – dass eines der wichtigsten pastoralen Kriterien die „*Unterscheidung der Geister*“ (S. 304f) zu sein hätte, weil sich hier zeigt, „wie schwierig die Erkenntnis des Willens Gottes sein kann und dass diese mit einer letzten Ungewissheit behaftet bleibt“ S. 307). Schließlich resultiert aus dem christologisch-theozentrischen Ansatz des Vf. ein *Gemeindemodell*, in dem die Konturen des langjährigen Projektes Wien-Machstraße unschwer wiederzuerkennen sind: Durch die vorgenommene „Lockerung“ in der Christologie („erwählungstheologisch-messianologisches“ statt ontologisches Verständnis, S. 222) geraten auch *Priesterbild*, *Gemeindeverständnis* und *Gemeindefunktionen* in ein neues Licht (vgl. 368: *Katechumenat* statt bloßer Mitgliedschaft; 385: *Grundversöhnung* vor Wiederversöhnung in der Buße; 397: *Grundkompetenz* für (vielfältige) Ämterübernahme; 434: Entkoppelung von *Gemeindeleitung* und *Eucharistievorsitz*; 448/496: Entideologisierung der *Frauen- und Zölibatsfrage* (Ehe als Primat für die Liebe, Zölibat als Primat für die Universalität in ihrem Zeugnischarakter). Am Gesamtentwurf des Vf. ist zweifelsohne der systematisch reflektierte Bogen der Argumentation *eindrucksvoll* und *interessant*, wie man es sich von mancher Arbeit aus der praktischen Theologie wünschen möchte. In gründlicher Auseinandersetzung mit der (wenn auch nicht immer breit gesichteten, so etwa in der erkenntnistheoretischen Fundierung 137ff) Forschungsliteratur werden bedenkenswerte, aber auch provokante Thesen präsentiert und auf ihre Praktikabilität hin überprüft.

Freilich könnte die bekundete Absicht der Studie, nämlich hochaktuelle Thesen zur *Ekklesiologie* in den gegenwärtigen Diskurs einzubringen und dieses Vorhaben gleichzeitig auf breiter Basis durch eine dogmatische „Apologetik“ zu untermauern, auch ein Stück weit *kontraproduktiv* wirken. Manche legitime Anliegen einer Gemeindeftheologie wären nämlich akzeptabel auch dort, wo sie nicht um jeden Preis durch eine spezifische christologische Option induziert sind. Umgekehrt könnten Zweifel am „Grunddogma“ der Arbeit den Blick verstellen auf manch exzellente Analyse des „Gemeindepraktikers“.

In einer winzigen Fußnote verrät der Vf. etwas von seiner *kühnen Vision* als Theologe: „Wenn das Christentum in ein ernsthaftes Gespräch mit dem Judentum und dem Islam eintreten will, wird es von diesen beiden Religionen wieder lernen müssen, die Transzendenz Gottes ernst zu nehmen. Dann wird es auch die Vergöttlichungslehre aufgeben.“ (S. 244) – Das Aufhängen einer ganzen katholischen Ekklesiologie und Gemeindeftheologie auf diese Betonung der gänzlichen Andersartigkeit Gottes im Sinne einer radikalen „theologia negativa“ spricht einerseits für den Mut zum Versuch einer kompromisslosen „antiochenischen Rehabilitierung“ der Christologie, es setzt sich aber gleichzeitig ebenso gewichtigen kritischen Rückfragen aus. Das Kapitel um den Streit über Segen oder Fluch der Hellenisierung des urchristlichen Paradigmas ist meines Wissens noch nicht zu Ende geschrieben, auch nicht durch Weiß.

Linz

Alfred Habichler

■ LECHNER MARTIN, *Theologie in der Sozialen Arbeit*. Begründung und Konzeption einer Theologie an Fachhochschulen für Soziale Arbeit. (Benediktbeurer Studien 8) Don Bosco, München 2000.

Theologisches Denken und Arbeiten spielt sich nicht in einem luftleeren Raum ab, sondern steht in einem Verwertungskontext, herkömmlicherweise dem der Ausbildung für Pastoral und Religionsunterricht/Katechese. Dieser Kontext wirkt prägend auf die Theologie zurück, ob es dort bewusst ist oder nicht. Verändert sich Theologie, wenn sie in einem anderen Verwertungszusammenhang steht? Sie muss sich ändern, wenn sie dort relevant sein will, lautet die These, die Martin Lechner, Leiter des Jugendpastoralinstituts in Benediktbeuern, in seiner Habilitationsschrift formuliert und ausführlich begründet.

An fast allen deutschen kirchlichen Fachhochschulen für Soziale Arbeit ist Theologie als Fach präsent, wenn auch in sehr unterschiedlicher Intensität und Ausformung und kaum in die Sozialarbeitsausbildung integriert, wie er in einer detaillierten Analyse aufzeigt. Der Autor vertritt dagegen die anspruchsvolle Position, dass „die Theologie eine notwendige und gleichrangige Bezugswissenschaft an Fachhochschulen für Soziale Arbeit sein sollte“, (220) unabhängig von ihrer Trägerschaft. Für seine Argumentation greift er ausführlich und fachkundig die aktuellen Diskussionen um eine Theorie Sozialer Arbeit und die Herausbildung einer eigenen Wissenschaft Sozialer Arbeit auf. Er stellt eine ganze Reihe möglicher Anschlussstellen und Konver-

genzpunkte zwischen Theologie und Sozialer Arbeit beziehungsweise Sozialarbeitswissenschaft heraus. Von theologischer Seite her sind seine Argumente durchaus nachvollziehbar und zeigen, dass eine Präsenz der Theologie auch aus fachlichen Gründen durchaus sinnvoll ist. Ob allerdings mit dem Postulat der ‚Notwendigkeit‘ einer christlichen Theologie für jegliche Sozialarbeitsausbildung der Bogen nicht etwas überspannt wird? Die Nagelprobe dafür wird ohnehin sein, ob diese Argumentation auch in den Ohren der Vertreter der Wissenschaft sozialer Arbeit plausibel klingt, denn eines ist Martin Lechner klar: Theologie kann im Rahmen von Fachhochschulen für Soziale Arbeit nicht mit besserwisserischer Arroganz auftreten, sondern muss sich mit einem ‚Gastrech‘ bescheiden. Sie muss den Kontext Sozialer Arbeit ernst nehmen und bereit sein, sich dabei auch selbst zu verändern. In einem abschließenden Teil skizziert er Ziele, Aufgaben und Inhalte einer Theologie in der Sozialen Arbeit.

Martin Lechners Arbeit ist m.W. der erste ausführliche Versuch einer theologischen Auseinandersetzung mit der aktuellen Theorieentwicklung im Bereich Sozialer Arbeit. Indem er nicht bei der Diskussion um innertheologische Paradigmen wie der Befreiungstheologie ansetzt, bietet dieser Zugang gewiss neue Chancen zur Entwicklung einer auch interdisziplinär anerkannten, diakonisch orientierten Praktischen Theologie. Dies macht seine Arbeit weit über den engeren Untersuchungsgegenstand der theologischen Ausbildung an deutschen Fachhochschulen in kirchlicher Trägerschaft hinaus interessant.

Linz

Markus Lehner

PHILOSOPHIE

■ KÜHN ROLF, *Husserls Begriff der Passivität*. Zur Kritik der passiven Synthesis in der Genetischen Phänomenologie. (Phänomenologie. Kontexte, Band 6) Karl Alber, Freiburg-München 1998. (590). Ln.

Die Frage, was menschliches Bewusstsein und Erkennen im Innersten konstituiert, beschäftigte Edmund Husserl ein Leben lang. In der phänomenologischen Forschung haben sich diesbezüglich zwei – auch werkgeschichtlich bedingte – Begriffe eingebürgert: die „statische Phänomenologie“ einerseits, welche die Gegebenheit der Gegenstände für das Bewusstsein reflektiert, und die „genetische Phänomenologie“ andererseits, in der die (zeitliche) Entstehung dieser Korrelationssysteme zur Frage steht. Im Kontext der

genetischen Phänomenologie spricht Husserl sowohl von *aktiver* Genesis, also der produktiven Tätigkeit der menschlichen Vernunft, als auch von *passiver* Genesis als der – durch „Assoziation“ geprägten – Grundlage jeglicher Urteilsbildung.

Vorliegende Untersuchung von Rolf Kühn bezieht sich auf die zuletzt genannte Thematik der „passiven Synthesis“; es geht dabei nicht nur um eine Darstellung, sondern um den Versuch, Husserls phänomenologische Methode von ihrem „passiven Ursprung“ her zu erproben. „Passivität“ – so macht Kühn klar – „besagt keineswegs: Abwesenheit von Motivationen, Gesten und Handlungen, sondern vielmehr das Geborenwerden derselben in genau jenem ‚Sein‘, das wir den Realitäten Trieb, Instinkt, Affekt, Emotion, Eindruck sowie der Sinnlichkeit allgemein zusprechen“ (44). Im Verlauf der ausführlichen Überlegungen geht Rolf Kühn auf die zentralen Topoi genetischer Phänomenologie ein: Sinnlichkeit, Zeitlichkeit, Intersubjektivität, Assoziation und Motivation sowie die leitenden Prinzipien der Genesis, Synthesis, Reduktion, Potentialität und des Horizontbewusstseins. Die Eigenart dieses Zugangs begreift Kühn als „Lebensphänomenologie“, welche – im Gegensatz zu Psychologie oder „Lebensphilosophie“ – den Aufweis erbringt, „dass das ‚Leben‘ keine irrationale Entität darstellt, sondern die letzte, prinzipielle Erscheinensphänomenalisierung als absoluten Grund oder *arché*“ (59). Auf den Punkt gebracht: „Nichts ist uns gegeben, was nicht zunächst *gelebt* wäre“ (430).

Kühns Ausführungen gehen mit ungeheurer Akribie auf viele Details der Husserlschen „Passiven Synthesis“ ein, führen aber immer wieder ins Zentrum phänomenologischer Philosophie: „Genetische Phänomenologie“ meint „die regressive Aufrollung der Sinngenesis, die sich in einer ersten Stufe auf die Entflechtung der vielfachen apperzeptiven Übertragungen bezieht, welche sich hinter der so scheinbar schlichten Gegenstandserfahrung verbergen“ (268). Dass eine solche Philosophie mit ihrem Anspruch, „keinen ‚Letztbegründungen‘ zu glauben oder sie einfach zu verneinen, sondern dieselben ‚aufzuklären‘“ (458), auch für die Theologie sehr interessant sein kann, belegen nicht zuletzt die Hinweise auf den möglichen Ort einer Gotteserfahrung (vgl. 449, 453). Kühns Auseinandersetzung mit Husserls Konstitutionsproblematik und deren Weiterführung (Heidegger, Lévinas, Merleau-Ponty, Patocka, Derrida usw.) ist somit ein bedeutender Beitrag zur kritischen Aneignung und Weiterführung phänomenologischer Methodik.

Linz

Franz Gmainer-Pranzl